

## Ein Besuch in der Moschee

*von Marius van Hoogstraten, aus dem Infobrief 2015\_1*

Das Wasser ist kalt. Osman erklärt mir, wie es geht – dreimal den rechten Arm, dreimal den linken. Den Kopf, die Ohren. Dreimal der rechte Fuß, dreimal der linke. Ich bin deutlich langsamer als alle Anderen und falle alleine schon dadurch auf, dass Osman neben mir sitzt mit meinem Mantel, meinem Sakko und meiner Tasche (warum habe ich so viel Zeugs dabei?). Er hat seine rituelle Waschung schon zuhause gemacht, wie die meisten Besucher heute. Er gibt mir meinen Mantel wieder und ich ziehe meine Schuhe und Socken wieder an. Ich stelle fest, dass meine Füße noch nicht ganz trocken sind. Wir gehen durch den Hof von dem Waschraum zum Gebetsraum, die Marmortreppe hoch. Jetzt geht es gleich los. Ich bin nervös. Wir sind hier zum Freitagsgebet. Osman hatte zugestimmt, mich mal zu einem zu begleiten. Wir haben dafür die Sehittlik-Moschee ausgesucht, eine der wenigen Moscheen in Berlin, die von außen wie von innen wie eine richtige Moschee aussehen. Der aktuelle Bau ist erst zehn Jahre alt, sieht aber aus, als stünde er schon Jahrhunderte hier. Und irgendwie ist das auch so: Das Erbe dieser Moschee geht zurück auf den Friedhof, der 1798 für den damaligen osmanischen Gesandten in Preußen errichtet wurde. Muslimische Präsenz gibt es hier also schon länger, als es Deutschland gibt.

Oben an der Treppe an den großen, eingelegten Holztüren ziehen wir unsere Schuhe wieder aus und legen sie in ein Fach neben dem Eingang. Es sind schon viele Menschen da, in Reihen zusammensitzend auf dem Teppichboden. Wir suchen uns einen Platz. Die ersten Gebete macht man eigenständig, das heißt in unserem Fall also zu zweit. Ich mache einfach Osman nach – verbeugen, hinknien, verbeugen, aufsitzen, aufstehen. Die Anderen können garantiert sehen, dass ich nicht genau weiß, was ich tun soll, denn ich schaue dauernd auf Osman. Und danach brauche ich lange, bis ich entdeckt habe, wie ich mich am bequemsten hinsetze, ohne meinen Nachbar mit meinem Knie zu treten und ohne dass mein Fuß einschläft. Zurücklehnen, mit den Armen hinter mir, geht nicht, denn da sitzt die nächste Reihe. Sehen Menschen, dass ich hier das erste Mal bin? Werden sie mir Fragen stellen? Was werde ich antworten? Warum bin ich denn nervös? Osman war ja auch im Gottesdienst zu meiner Hochzeit, schon vor mehr als einem Jahr. Wieso fühlt sich dies denn als eine Grenzerfahrung an? Ich war schon unzählige Male in Moscheen, wohnte sowohl in Kairo als auch in Damaskus neben einer. Aber irgendwie habe ich immer eine Hemmschwelle gespürt, dort mal teilzunehmen an dem Freitagsgebet. Als würde ich mich da in etwas eindringen, als wäre ich ein religiöser Tourist. Ich habe ja nicht vor, Muslim zu werden. Wie würden wir reagieren, wenn ein Muslim in die Gemeinde käme, und nicht vorhätte, Christ zu werden? Dann lernte ich im Café Abraham aber diese netten Menschen kennen, und irgendwie kam es dazu, dass ich Osman fragte, ob ich mal mitkommen durfte. Und er sagte ja. Und jetzt sitzen wir hier, unter der mit Kalligraphie dekorierten Kuppel, auf dem Teppichboden.

Nach einigen einleitenden Worten auf Arabisch (ha, das verstehe ich) fängt die Predigt an, zuerst auf Türkisch, dann ins Deutsche übersetzt. Das Thema der Predigt ist Behinderung – dass es zur Aufgabe der Gemeinde gehört, Menschen mit Behinderungen normal an der Gemeinschaft teilnehmen zu lassen (warum bin ich überrascht, dass dies das Thema ist? Hatte ich denn erwartet, dass er über Syrien oder Palästina predigen würde?). Die Gemeinde rückt immer näher zusammen; wenn irgendwo eine Lücke in den Reihen erscheint, treten Menschen nach vorne, um diese zu füllen. Die letzten Gebete verrichten wir gemeinsam – der Imam betet vor, und wir alle verbeugen uns, knien hin, stehen auf. Ich fühle die Schulter meines Nachbarn an meiner. Ich versuche hinzuknien und aufzustehen ohne ihn zu sehr anzustoßen, aber ich mache dies nun mal das erste Mal. Der Teppichboden ist weich an meiner Stirn, meine Füße haben sich gänzlich von dem kalten Wasser erholt. Diese Körperlichkeit und diese Nähe zum Nachbarn sind mir in einem gottesdienstlichen Kontext neu. Im Gottesdienst am Sonntag stehen wir höchstens mal auf, aber die bequemen Stühle sorgen dafür, dass der Nachbar immer auf sicherem Abstand bleibt.

Essalamu Aleikum. Ende. Die Moschee leert sich, Menschen ziehen ihre Schuhe wieder an und trinken draußen Tee aus dem Samowar. Es wird im Hof noch ein Gebet gehalten für einen Verstorbenen – der Sarg verschwindet danach schnell in einen Wagen, denn das Begräbnis ist morgen, und zwar in Westafrika. Der Vorstandsvorsitzende der Moschee gibt mir die Hand – wir sind uns mal auf einer interreligiösen Veranstaltung begegnet – aber ich glaube, er weiß nicht genau, woher er mich kennt. Durch den Friedhof laufen wir zur Bushaltestelle, wieder zurück in das Berlin, das ich kenne.

War meine Gespanntheit vielleicht übertrieben? Gut, der Gottesdienst war schon sehr anders als der am Sonntagmorgen im Menno-Heim. Aber ich fühlte mich überhaupt nicht als Fremder oder als besonderen Gast wahrgenommen. Es war anders, aber nicht exotisch. Neu, aber nicht befremdlich. Ich konnte einfach mitmachen. Niemand hat mich gefragt, wer ich denn bin, oder was es denn soll. Vielleicht hat sich die Grenzerfahrung doch eher in meinem eigenen Kopf abgespielt – zwischen meiner Neugier über eine fremde Welt und meinen Erwartungen, dort selber Fremder zu sein?